

Leyla Omidvar

*Es regnet,
auch wenn die Sonne scheint*

Geschichten aus meinem Leben

Die Vergangenheit...

... begleitet mich immer, auch jetzt, wo ich hier sitze. Wenn ich in den Nachrichten und den sozialen Medien sehe und höre, was in der Welt geschieht – gerade jetzt in der Corona-Zeit –, wie manche Kinder leben, welche Schicksale sie tragen müssen, vergleiche ich es mit meiner eigenen Vergangenheit. Dann denke ich, dass ich eine schöne Kindheit hatte. Natürlich gab es nicht nur helle, sondern auch dunkle Seiten. Es gab manches, das anders hätte laufen können, was ich heute gerne umgestalten würde wie ein Kunstwerk. Aber man kann sein Schicksal nicht ändern. Ich musste alles so erleben, wie es kam.



Ich blieb am Leben

Fünf Jahre nach der Geburt meines Bruders wurde Mutter mit mir schwanger. Sie erzählte mir, wie sie sich freute, als die Ärztin ihr mitteilte, dass ihr zweites Kind ein Mädchen sein würde. Glücklicherweise kam sie nach Hause – und erfuhr, dass ihr eigener Bruder am selben Tag bei einem Autounfall ums Leben gekommen war. Sie wusste nicht, ob sie vor Trauer weinen oder vor Freude lachen sollte. Sie versuchte, stark zu bleiben, stellte Musik an und tanzte durch die Wohnung. Sie flüsterte sich zu: „Das ist das Naturgesetz: Einer geht und andere kommen. Meine erste Tochter kommt und ich verabschiede mich von meinem Bruder.“

Währenddessen drehte ich mich im Bauch meiner Mutter um 180 Grad, so dass ich am 18. September 1986 in einem Krankenhaus in Dezful mit den Füßen voran zur Welt kam. Ich hatte einen empfindlichen Magen und war zu dünn. Die Ärztin führte das auf die emotionalen Belastungen meiner Mutter in der Schwangerschaft zurück. Ich hatte kaum Appetit, weinte viel und wollte ständig in den Armen meiner Mutter liegen, um ihre Wärme zu spüren. Ich liebte sie von Anfang an. Auch mein Papa gefiel mir. Er sah gut aus und war nett. Er machte keine Fotos von mir, da er glaubte, ich würde sterben. Bis zum Ende meines zweiten Lebensjahres blieb unsicher, ob ich überleben würde. Meine Mutter brachte mich von einem Arzt zum anderen, sie wollte die Hoffnung nicht aufgeben. Ich selbst hatte nicht die Absicht zu sterben, ich wollte am Leben bleiben und draußen mit meinen Geschwistern spielen. Nach zwei Jahren erhielt ich von einer Ärztin ein „Wundermedikament“, das dafür sorgte, dass ich zunahm und es mir besser ging. Ich blieb am Leben.

Unsere Familie lebte ruhig und traditionell. Mein Vater war kaum zu Hause, meine Mutter tat alles für uns. Alles. Im Iran war es normal, dass der Mann zur Arbeit ging, das Brot nach Hause brachte, während die Frau den Haushalt übernahm, kochte, putzte und sich um die Kinder kümmerte.

Insgesamt waren wir fünf Geschwister: Mein Bruder war der Älteste, als Zweitälteste kam ich und nach mir drei jüngere Schwestern. Inzwischen sind alle verheiratet, mein Bruder sogar zum zweiten Mal.

Ich war oft verschwunden, wollte weglaufen. Wenn ich mich verlaufen hatte, schrie ich, bis die Nachbarn mich fanden und zu meiner Familie zurück brachten. Ein andermal lief meine Mutter ängstlich zu den Nachbarn und sie suchten mich gemeinsam.

Einmal überredete ich meine jüngere Cousine: „Komm mit, wir fahren mit dem Bus! Ich bin ein Jahr älter als du, ich weiß, wie das geht.“ Wir fuhren und fuhren. Als wir nach ein paar Stunden wieder nach Hause kamen, saßen meine Cousins mit großen Augen da und meine Mutter war halbtot vor Angst: „Leyla, was hast du gemacht?“

„Nichts“, antwortete ich unschuldig. Der Ausflug mit meiner Cousine hatte mir Spaß gemacht. Ich hatte bewiesen, dass ich tatsächlich mit dem Bus fahren kann. Nicht schlecht, oder?

Meine Mutter sagte, ich hätte ein Junge und mein Bruder ein Mädchen werden sollen. Er ist ruhiger als ich, ich bin lebhafter. Als Kind verstand ich mich besser mit ihm als mit meinen Schwestern. Überhaupt kam ich besser mit Jungs klar als mit Mädchen. Ich denke, das ist noch immer so. Mit Männern



komme ich eher ins Gespräch als mit Frauen. Ich habe das Gefühl, dass sie mich besser verstehen. Frauen betrachten mich manchmal finster an, ohne dass ich weiß warum. Wenn ich zu sprechen anfangen, werden ihre Blicke noch strenger.

Als Vorschulkind spielte ich einmal in einem Kinofilm in Teheran mit. Der Regisseur war ein Großcousin von mir. Er meinte, dass ich schauspielerisches Talent habe. Noch immer erinnere ich mich gern daran – ans Schauspielen und ans Eis, das ich in der Pause bekam. Der Film wurde fertiggestellt, durfte aber nicht gezeigt werden. Die zuständigen Behörden stellten fest, dass die Schauspielerin, die meine Mutter gespielt hatte, ihr Kopftuch nicht vorschriftsmäßig getragen habe. Meine Familie war entsetzt über das Verbot, und mein Cousin entschloss sich, den Iran zu verlassen und nach Deutschland zu gehen.

An meinem ersten Schultag brachte mich Vater zur Schule, bevor er zur Arbeit ging. Doch mir gefiel die Schule nicht. In der ersten Stunde machte ich vor Angst in die Hose. Ich schlich mich davon und verschwand nach Hause. Zwischendurch kam mein Vater zurück, wunderte sich, mich anzutreffen und brachte mich erneut in die Schule. Er war streng, wenn es um die Schule ging. Meine Mutter nahm die Schule weniger ernst, sie brachte mir meine Brotdose, wenn sie merkte, dass ich sie zu Hause vergessen hatte.

Vor und nach der Revolution

Mein Vater arbeitete als Berufsoffizier. Er war noch zu Zeiten des Schahs, vor der Revolution, in die Armee eingetreten. Er musste mindestens dreißig Jahre arbeiten, um Rente zu erhalten. Angehörige der Armee erhalten höhere Renten und sind familienversichert. Wenn sie ihren Dienst quittieren, bevor dreißig Jahre vorbei sind, verlieren sie diese Ansprüche.

Mein Vater erzählte, vor der islamischen Revolution sei es ihm möglich gewesen, nach Deutschland und in andere europäische Länder zu fahren, um Urlaub zu machen. Er hätte auch dort bleiben können. „Aber wozu?“, fragte er. Es sei alles wunderbar gewesen. Wir hätten ein gutes Auskommen gehabt, Religionsfreiheit, Meinungsfreiheit, ich hätte in der Schule keine Angst haben müssen, für ein falsches Wort von meiner Lehrerin geschlagen zu werden – unter diesen Umständen wäre ein Asylantrag peinlich, ja geradezu eine Schande gewesen. Doch nach der Revolution von 1979 änderte sich alles: Die Frauen mussten Kopftücher tragen und viele Männer wurden festgenommen – einer davon war er. Warum mein Vater verhaftet wurde, weiß ich nicht. Ich vermute, dass es war allein die Tatsache, dass er in der Armee des Schahs gedient hatte, die ihn verdächtig machte. Einen Monat verbrachte er im Evin-Gefängnis bleiben.

Heute gibt es im Iran zwei militärische Gruppierungen: Sepâh und Artesch. „Sepâh“ werden die Mitglieder der Revolutionsgarden genannt, die radikalen Anhänger Chomeinis, „Artesch“ die Angehörigen der regulären Armee, darunter auch ehemalige Anhänger des Schahs. Die beiden Gruppen sind verfeindet, was ich für ein großes Übel halte. Wenn jemand das Ziel hat, für sein Land etwas Gutes zu tun,

4

5